

» Ein Experiment zur ökonomischen Allgemeinbildung



Klaus Heuer

Deutsches Institut für
Erwachsenenbildung
Leibniz-Zentrum für
Lebenslanges Lernen e.V.
Bonn
heuer@die-bonn.de

Vor 50 Jahren galt für viele Experten der Erwachsenenbildung ein hohes Maß an Wissensvermittlung zum Aufbau einer breit angelegten Allgemeinbildung. Die Experten dachten dabei methodisch an das Erlernen diskursiver Techniken, an kontinuierliche Settings in festen Grup-

pen, an mehr Mitgestaltungsmöglichkeiten im Rahmen organisierter Erwachsenenbildung – und inhaltlich unter anderem auch an „Wirtschaftskunde“. Die Angebote firmierten unter dem Namen „Grundstudienprogramm“ oder auch mit lokaler Einfärbung z. B. als „Nürnberger Bildungsprogramm“ oder „Münchener Bildungsweg“. Es war in den 1960er Jahren in der alten BRD weit verbreitet und als eigenständiges Qualifikationsprogramm außerhalb des 2. und 3. Bildungswegs gedacht. Beabsichtigt war durch das bis zu einem Jahr andauernde Fortbildungsangebot die Partizipation am demokratischen Gemeinwesen und die Antizipation des neuen Wohlstands. Ingeborg Horn-Staiger (1928–1996), deren Name ganz eng mit diesem Ansatz verbunden war, fasste die Charakteristika wie folgt zusammen:

- gesteigertes Interesse an einer langfristigen und dabei intensiveren Arbeitsform;
- persönliche Fortbildung und zugleich eine indirekte berufliche Förderung;
- Kern des volkshochschulspezifischen Bildungsangebotes;
- Dauer: 120 Stunden, zwei Unterrichtsabende pro Woche; Kerncurriculum: Deutsch, Politik und neueste Geschichte, Wirtschaftskunde, Studientechnik; wahlweise: Gesellschaft und ihr Recht, Kunst im 20. Jahrhundert, Naturwissenschaften;
- verbindliche Teilnahme über 8–9 Monate, Mitarbeit an allen Studienfächern, konstante Gruppe, Beratungsangebote, Mitgestaltung durch die Teilnehmenden; Lernen durch Lehrgespräch; Zertifikatsvergabe.¹

Heutzutage wirkt dieser Ansatz sicherlich paternalistisch-fürsorglich und auf einen bürgerlichen Bildungskanon bezogen. Er konnte sich auf Dauer auch nicht durchsetzen. Lernende heute agieren selbstbewusster und eignen sich bei Bedarf in eige-

ner Regie die jeweils notwendigen Wissensbausteine an. Sie haben sicherlich auch nicht mehr so viel Zeit. Dass sich Lernerwartungen und -motive der Teilnehmenden grundlegend verändern, beschrieb Erhard Schlutz schon Mitte der 1990er Jahre eindrücklich:

„Geändert oder doch verlagert hat sich offensichtlich in weiten Teilen der Volkshochschularbeit der Typus des vermittelten Wissens. Es ist immer weniger das vorgegebene wissenschaftliche oder schulische Wissen, das hier gesucht und vermittelt wird, sondern immer mehr eine Stärkung und Erweiterung des Alltagswissens und -könnens. [...] Alltagswissen setzt sich zusammen aus eigener Erfahrung, aus Schulwissen, aus fachlichem und wissenschaftlichem Rat, es entsteht und verfestigt sich aber vor allem in der Verständigung mit anderen. Immer mehr suchen offensichtlich in der Weiterbildung eine Lerngruppe, die diesen Prozeß abstützt.“²

Diese Beobachtung der zunehmenden Passung der Angebote mit der Alltagsbewältigung wird heute allseitig bestätigt. Hinzu kommt außerdem, dass die zunehmende Individualisierung der Teilnehmenden sicherlich den Gruppenbezug mit seiner kompensierenden Funktion und Wirkung weiter abgeschwächt hat.

Sollte das Grundstudienprogramm in den 1960er Jahren helfen, die Herausforderungen der neuen ökonomischen Entwicklungen durch die Vermittlung von Wissensinhalten anzunehmen, so stellt sich heute die Frage, wie in den Lernsettings eine Passung zwischen den Anforderungen der Alltagsbewältigung und der Notwendigkeit der Antizipation neuer ökonomischer Handlungsfelder aussehen kann. Hierfür fehlen experimentelle, längerfristige Angebotsformate.

¹ Horn-Staiger, I. (1967): Grundstudienprogramme an Volkshochschulen. In: HBV, (4), S. 268–272.

² Schlutz, E. (1995): Die Bremer Volkshochschule. Geschichte. Programmentwicklung. Perspektiven. Bremen, S. 81.